

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 15

Artikel: Mädeli : Erzählung
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pfiff dann und wann aus einem kleinen Nasenloch des Schiffes. Aber dann vor allem diese Sicht über den Spiegel hinaus, der gefürchtet und gefämmmt und gescheitelt erschien wie schimmernd graues Greisenhaar wohl eines uralten Wassergottes. Fische juckten in der Sonne auf und der feuchte Wind blies dem Buben erfrischend durchs Haar. Nie hätte Alois gedacht, daß es so was Prächtiges auf Erden gäbe.

Der Vater aß und trank mit dem Kapitän und einem fremden Herrn und ließ seinen Jungen frei gewähren. So zappelte denn Alois auf und ab, an der Franz Trunz vorbei, die über ihrem Warenhaufen sitzend eingenickt war wie ein altes Huhn über den Eiern, bis er schließlich am Bug des Schiffes stehen blieb, wo Ankcer, Schiffsglocke und eine heillose Kette lagen und der Wind scharf um die Backen blies. Unter dem Schiffsschnabel am Bug zerriß das Wasser vorweg und knisterte wie Seide und ging in silbernen Fransen weit auseinander. Das Beste von allem aber war doch dieses: wie ganz nahe die letzten Höhen mit Wald, Fels und Häuschen und einem geduldbigen Straßenband vorbeiglitten, wie der See immer breiter und blauer wurde und Segelschiffe und Fischerbarken an Alois blitzschnell wegglichen und fröhlich logen, sie und niemand anders rase so davon, der Dampfer jedenfalls nicht. Fernes Land und neue Gewässer gingen auf, mit andern Farben

als die dunkle Bergheimat im Rücken, lustiger, weicher, goldiger und wahrhaft unbegrenzt. Wie groß ist doch die Schweiz!

Dem Jungen überlaufen die Augen vor Wunder, und er will zum Vater springen und ihn zwingen, sich mitzuwundern und mitzubeln. Da, alle Wetter, — gibt es denn wirklich noch Schöneres? — blickt es in einer halbrunden Bucht tausendfältig auf: die zahllosen Fenster, die Augen der Stadt! Auch ein verlorenes Summen von Glocken kam übers Wasser daher. Ein violetter Dunst lag über etwas Weißem, Rotem, Gelbem, Braunem, was aber nach und nach in tausend herrlichen Häusern auseinanderging und sich mit Kuppeln und Türmen alt und neu in die Luft hob. Grüne Parkwege ließen an der Flut hin, und es zappelte da von einem schwarzen, lebendigen Bielerlei der Wagen, Pferde und Fußgänger. Mächtige Dampfer kamen oder schaukelten gleichgültig weg, ein ganzes Geschwader von kleinen Rähnen tummelte sich fliegend um sie herum. Rauchgewölke stiegen da und dort über den Dächern auf, als brenne die Stadt an sieben Orten, und es pfiff und rumorte rechts und links vom Lande gegen die Stadtmitte eine hurtige, feuerspeiende Eisenbahn. Aber über allem lag Licht und Lachen. Das war das Land des Glückes. O wie begreiflich, daß der Vater immer und immer wieder Heimweh hierher hatte!

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Vom Helghofer Jakob Frehner wird niemand behaupten wollen, daß er ein Gemütsmensch sei; doch auch die trockenste Rechnerseele kann je und je einmal ihre empfindsame Stunde haben. Als ich, von einem Waldgang heimkehrend, den Frehner am vergangenen Sonntag von weitem neben seinem Holzacker auf einem gefällten Birnbaumstamme sah, während er sonst um diese Zeit regelmäßig in der „Ilge“ Karten kloppte, da wußte ich ohne weiteres, daß dem Alten irgend etwas über die Leber gekrochen war.

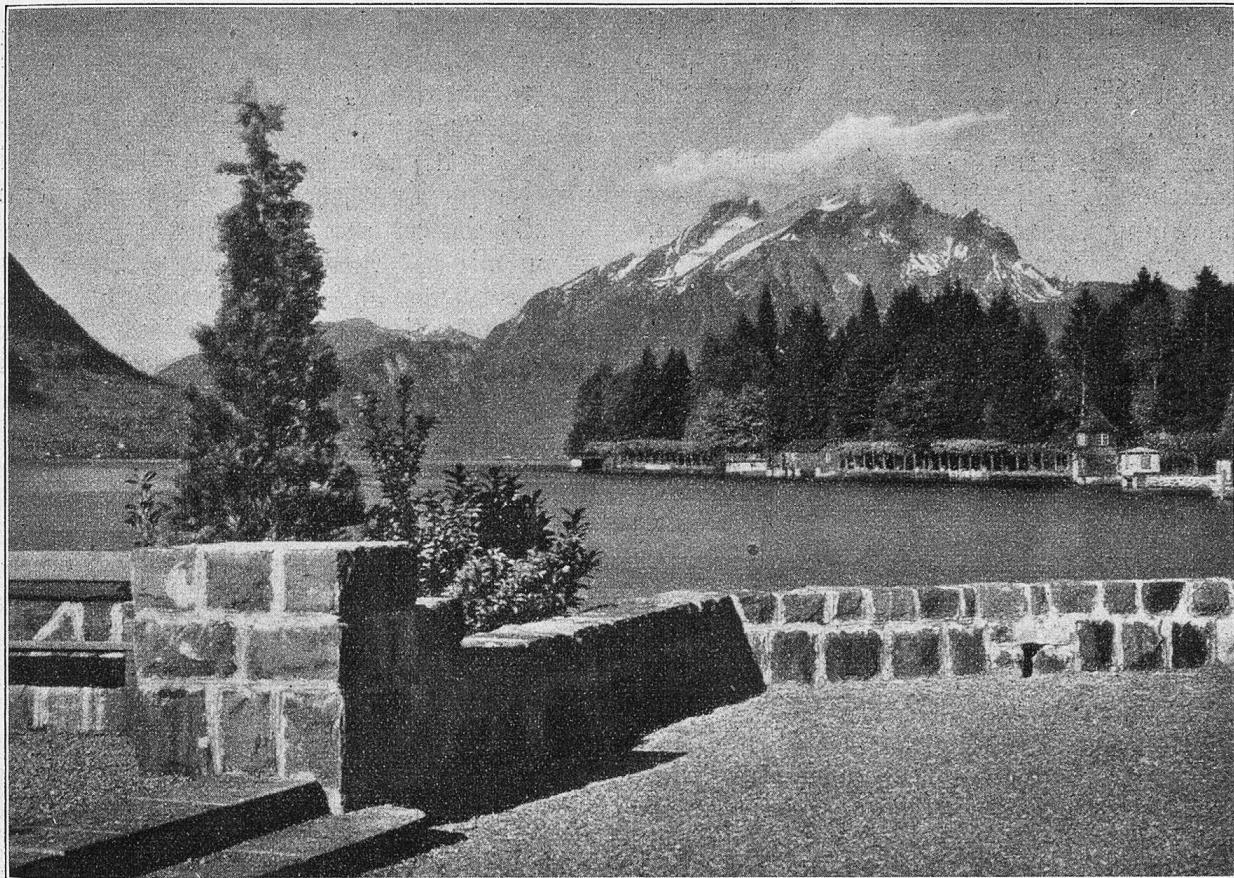
Die ersten Maitage hatten zwar unser wetentrücktes Tälchen wieder einmal in einen Wonnegarten verwandelt. Alle Bäume prangten im Blauf. Während sie so in der Sonne standen und ganz still, ja fast unglaublich ihre eigene Pracht bestaunten, trugen die fetten Kleewiesen ihre aus gelben Butterblumen gewirkten Goldmäntel mit grenzenlosem Hochmut zur

Schau. Aus derlei selbstverständlichen Dingen pflegte der Helghofer sich indes für gewöhnlich wenig zu machen. „Das Blauf springt mir nicht fort,“ war seine Redensart. „Das kann ich mir die ganze Woche lang beim Karsten und Krampfen bis zum Verleiden ansehen, es lampet* mir in die Augen hinein; jedoch einen währschaften Kreuzjaf, den gibt's nur am Sonntag.“

So kam mich denn eine kleine Neugier an, ich bog in einen andern Feldweg ein, um an Frehner vorbeizukommen. „Schön Wetter!“ sagte ich, indem ich neben ihm stillstand und mir eine Pfeife ansteckte.

„Dem Wetter kann man nichts tun,“ erwiderte er trocken; in seinem Wesen und im Ton seiner Stimme lag eine leise Abwehr, was mich aber nicht hinderte, mit einer kleinen Mußrede neben ihn hinzusitzen. Ob der Stamm da noch zu kaufen wäre?

* hängt.



Weggis. Am Quai. Blick gegen den Pilatus.

Phot. Gaberell, Thalwil.

Er verneinte mit kleinem Kopfschütteln. Wir sprachen so nebenhin ein paar Worte über die Holzpreise; die Unterhaltung kam jedoch bald ins Stocken. Nach einer längeren Pause, während ich bereits ans Weitergehen dachte, nahm der Helghofer unerwartet das Wort.

„Du denkst gewiß bei dir: Warum hockt der jetzt da in der Einöde wie ein Ölgoß, wo er doch sonst mit dem Sonntag Geschetteres anzufangen weiß?“

„Ein Feldgang ist nicht das Ungeradeste, was man um diese Zeit machen kann,“ gab ich zurück.

Der Alte zog die Achseln ein wenig in die Höhe und ließ sie wieder fallen. „Ich habe das närrische Wesen schon manchmal gesehen. Hä, wenn man bald fünfundsiebzig ist. Und der Rückuck kann mir auch nichts mehr prophezeien. Kommt zu spät. — Nein, wenn ich die Wahrheit sagen will: ich hab' den Gang meiner Frau selig zulieb gemacht. Ist eigentlich dummm von mir gewesen; es nützt ja jetzt doch nichts mehr.“

Er schwieg eine Weile, dann fügte er gelassen hinzu: „Da, auf dem Acker ist es gewesen, wo sie der Schlag gerührt hat. Beim Erdäpfelaus-

hacken. Dort an dem Apfelbäumchen hat sie sich zuerst festhalten wollen. Fast wäre sie auf jenen Markstein gefallen. Es wird jetzt grad ein halbes Jahr her sein.“

Ich war mit einem wohlfeilen Trostworte bei der Hand. „Die Mäde hat einen leichten Tod gehabt. Wie viele, die Monate und Jahr lang frank im Bett liegen, haben sie darum beneidet.“

„Das schon,“ gab er zu. „Aber die andern, die zurückbleiben müssen? Wenn es halt einesmals aus ist und man sich nichts, gar nichts mehr sagen kann?“

Ich sah, daß ihm das Wasser in den Augen stand; doch bald rappelte er sich ein wenig auf. „Du weißt, ich bin sonst nicht so einer. In der Welt, so wie ich sie kenne, sind die Wehleidigen noch nie weit gekommen. Aber die Mäde hat mir halt doch geholfen, wie kaum eine Zweite ihrem Mann geholfen hat. Mit keiner andern hätt' ich es so weit gebracht. Ist das nichts zu rechnen?“

Er fing nun den Hergang des Falles regelrecht zu schildern an: Ich hab' eigentlich an jenem Nachmittag allein aufs Feld gehen wol-

len. Sie rief mir durchs Küchenfenster zu, sie wolle gern auch nachkommen, es wäre schad um den schönen Tag. Ich solle ihren Karst mitnehmen.

Wir haben dann etwa eine Stunde lang nebeneinander geschafft. Ob schon sie nur drei Jahre jünger war als ich, ist sie noch gut aufeinander gewesen, sie hat zugehauen wie manche Junge. Weil der Boden schön trocken war, rollten die Knollen sauber, fast wie gewaschen aus der Erde heraus. Einmal hab' ich eine aus Unachtsamkeit am Karatzinken aufgespießt. „Wie schad“, sagt die Mäde neben mir. „Vielleicht meint der Erdäpfel jetzt gar, man verachte ihn.“

Nicht grad' in bester Laune geb' ich ihr heraus: „Ich hab' schon mehr Erdäpfel ausgetan als du!“ Ja, so sachgrob hab' ich sie ange schnauzt. Und ist das dann für sie mein letztes Wort gewesen, sie hat es mit in den Tod genommen. — Nicht daß es etwa gleich mit ihr aus gewesen wäre nach dem Anfall. O nein, Gedanken hat sie noch gehabt, aber die Rede hält, die Rede ist ihr verschlagen gewesen. Und hat doch noch etwas aus ihr heraus gewollt! Immer wieder hat sie den Mund aufgemacht, hat die Lippen bewegt und mit den Augen gebettelt, wie wenn es um ihre Seligkeit ginge. Ich weiß schon, was sie hat sagen wollen, ganz genau weiß ich es. Ist mir nachher eingefallen — nachher, nachher! Als sie tot auf dem Wägelchen lag. —

Während wir auf altvertrauten Flurwegen gemächlich dem Dorfe zuwanderten, fing der Frehner nochmals von seinen Sachen an und erzählte mir in seiner trockenen Art manches, das mir aus seinem Munde wunderlich vorkam.

Es ist ja bei uns alles den rechten Weg gegangen, hub er gelassen an. Da soll mir keiner kommen und das Gegenteil behaupten. Über das zweite Mal, wenn man wieder auf die Welt käme, würde man doch dies und jenes anders machen. Der Verstand kommt einem meistens erst, wenn's zu spät ist.

Wie wir zusammengekommen sind, das Mädeli und ich, das kannst du ja nach deinen Jahren nicht wissen. — Mein erster Schatz ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, nicht „gezogen“. Der Leberfleck auf ihrer rechten Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmäugigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man

an ihr vorbeiging und sie beim Grüßen ansah, war es oft, als wollte sie sich ganz hinter sich selber verborgen. „Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler.“

So ein Aff war ich nun doch nicht, daß ich nur den an ihr gesehen hätte. Ich gab mir oft heimlich Mühe, den roten Fleck wegzudenken. Wenn mir das etwa auf Augenblick gelang, dann vermochte ich sogar meinen Nachbarn, den Wagner Beerli, halbwegs zu verstehen, der einmal im vollen Ernst zu mir sagte: „Wenn ich noch einmal ledig würde, so wollte ich die Einfältigkeit abtanzen und das Mädeli fragen. Es muß manche treue Seele darben, weil sie ein schäbiges Röcklein anhat.“

Ja — und dann halt das Geld! Ihr Götti Spillmann, in dessen Haus die Mäde als Waisenkind aufgewachsen, war ihr 9000 Franken schuldig, zu denen mit jedem Martinitag der Zins kam. Auf unserem Helghöflein dagegen war es damals noch recht mager bestellt. Mein Vater sah nicht zum Rechten; sein Spruch war: „Sparen ist ein Blödsinn, wenn man doch zu nichts kommt.“

Item, ich fing an, der Sache gründlich nachzudenken. Eine aus dem Unterdorf — sie hatte ungefähr soviel wie ich, nämlich nichts — hat es meiner Vernunft anfänglich sauer gemacht. Dass ich am Ende doch um die Rosi Egger herumkam, daran waren etliche Tänze schuld, die ich an einem Silbiabend in Gehren mit dem Mädeli machte, nur weil mir der Schorenkarli, der jetzt im Asyl ist und an Krücken geht, bei der Rosi zugekommen war.

Während des Tanzens hat mir Mädeli auf sehr wunderliche Weise etwas bekannt. Ich bin nie ganz dahintergekommen, wie sie es ange stellt hat. Nicht etwa mit wohlfreiler Zutunlichkeit, bewahre! Die Hexerei, mit der sie's mir angetan hat, ist allweg ihr heimliches Gernhaben gewesen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt. Es war just, als ob ihre Seele der meinen ein paar Wörtchen hätte zuflüstern können, scheu, ungesehen, wie ein kleines Waldvöglein im Laube singt.

Ich begleitete sie heim; es war dunkel wie in einem Apfelschnitztrog bei Nacht. Wie sie so neben mir hergeht — das kleine Wunder von vorhin hat mir immer noch ein wenig zu tun gegeben —, frag' ich sie kurz und eben ein bißchen trocken auch, wie ich immer gewesen bin, ob es ihr eigentlich recht wäre, wenn wir zwei von heute an miteinander gingen? Ich darf sagen,

ich hab' während des Fragens nicht mit einem schmalen Nebengedanken das Geldlein gemeint, nein, es ist einfach so über mich gekommen: das ist die Rechte, Schönheit hin oder her!

Sie hat mich eine gute Zeit ohne Antwort gelassen. Ich wiederhole meine Frage: „Sag' mir, was du dazu meinst.“

Raum sind diese Worte heraus, so fällt es mir wie ein Steingewicht aufs Herz: Es geht um unser beider Leben, um meines und um das ihrige! Zwei Dinge gaukelten im Dunkel der Nacht vor meinen Augen hin und her: das Muttermal auf ihrem Gesicht und ein Säcklein mit einer schönen runden Zahl darauf...

Nun hält sie mit Gehen inne, und ich muß den Schritt auch anhalten. Sie schmiegt sich leicht an mich an; nur ganz sachte, aber das ist wieder die einfältige, verschwiegne Innigkeit, wie vorhin beim Tanzen. Jetzt hab' ich ganz alles gewußt. Sie hat sich nicht verstellt.

„Es ist mir wind und weh,“ flüstert sie bekommens. „Ich möchte dir mit großen Freuden ja sagen. Aber ich sage nein.“ Und plötzlich schlingt sie beide Arme um meinen Hals und sagt unter heftigem Weinen: „Mich kann ja nie einer gern haben. Du auch nicht!“

„Ich hab' dich aber gern!“

„Ja — jetzt, wo's dunkel ist, meinst du das vielleicht.“

Ich drücke sie fest an mich, „Nein, ich meine es nicht bloß, Mädeli.“ Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns herzten und küßten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiß.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. „Jetzt bin ich doch einmal für ein Stündchen eine Braut gewesen!“ Dann war sie handkührum wieder traurig. „Am Morgen mußt du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal besinnen. Wer wird denn mich nehmen!“

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammengeblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfährigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden ge-

wesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: „Am Morgen reut es dich!...“ Und ich mache darauf den rohen Spaß: „Gäß, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!“

Ja, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewußt. Aber der Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr besinnen!...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte!

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterecke und sah ihr dann verstoßen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Äpfelbäumen den Ackerweg hinausschreiten sah — fast wie eine Verlorene kam sie mir vor —, da fasste mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

„Mädeli — soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?“

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: „Wart' nur noch ein wenig; vielleicht ... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld.“

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Großen zu spielen. „Mädeli — du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloß so einer?“

Auf 'Muß' warten
Bringt Nesseln in Liebesgarten.

Das hat sie gern gehört. Sie hat mir unter Tränen Dank gelächelt. Und ich hab' bei mir gedacht: Was bist du für ein feiner Kerl! Ich meinte gar, ich habe sie aus dem Brunnen gezogen.

Wenige Tage darauf haben wir dann die Ringe gewechselt. Die Welt ist nicht auf den Kopf gestanden. Wir haben alles schön hinter uns gebracht, Sauer und Süß. Des Süßen ist mehr gewesen. Nicht nur konnte ich die Mäde

in ihrem Tun richtig gern haben, nein, es kam mir auch als eine Herrensache vor, daß ich nun der Gefahr entronnen war, in einer schwachen Stunde irgendeine Narretei zu machen, um dann nachher für alle Zeiten den Habenichts spielen zu müssen.

„An ihren Fehler hab' ich mich über Erwartungen bald gewöhnt und mir nicht mehr viel daraus gemacht. Sie hat auch insgeheim darauf gehalten, das Mal wie eine kleine Sünde vor mir zu verbergen. Wenn wir zusammen waren, ging oder saß sie immer zu meiner Linken, und ich fand das klug und recht von ihr; denn die Augen konnten sich auf die Art viel eher an ihr wohltun. Einmal hat sie mich, indem sie den Leberfleck unauffällig mit der Hand verdeckte, so recht aus dem Herzen heraus angeschaut: „Du — sag' mir's jetzt doch einmal im Ernst: ist dein Schatz nicht doch ein bißchen — ein ganz klein wenig hübsch? ...“ Ich Stock geb' ihr zur Antwort: „O, für mich bist du lang schön genug! Von der Schönheit hat ja überhaupt niemand gegessen.“ Hat sie das Näschen gerümpft und eine Zeitlang nicht viel hören lassen.

Alles in allem, wir sind einig und recht miteinander gewesen; aber so richtig zum Brennen ist es bei mir halt doch nicht gekommen. Die Mäde hatte das wohl gemerkt, und es hat ihr manchmal weh getan, wenn ich mit ihren kleinen Bärtschkeiten nichts anzufangen wußte.

„Sag, Mädeli! Mä-de-li!“ hat sie öfters bei mir gebettelt. „Halt wie damals nach der Kirchweih mußt du es sagen! Ich hör' es halt so gern von dir!“

Auch als Eheleute haben wir ein ernsthaftes und ordentliches Leben geführt. Wohl hat mich in der ersten Zeit etwa auf Augenblicke der Teufel geritten, und ich habe an die Andere gedacht. Wenn die statt ihrer neben mir läge! Wenn ich sie so in richtiger blinder Verschlossenheit an mich reißen und ihrer Fülle Herr sein dürfte. Allein im Ernst und bei wachen Sinnen hab' ich mir die Sach' nie anders gewünscht. O, die Mäde war denn doch zehnmal mehr nutz! Alles kann man auf der Welt nicht haben, sagte ich zu mir. Sie hat mir ihr Geldlein in die Hand gegeben, und ich hab' es ohne Dank genommen. Es verstand sich ja alles von selber. Ich habe zur günstigsten Zeit Boden kaufen und das Helghöflein zu etwas Rechtem machen können. Buben haben wir gekriegt, drei Buben, wie auf einem Kusubaum gewachsen. Jedesmal hat sie in großen Angsten gelebt, das

Kind möchte ihren Fehler erben. Ich sprach ihr dann zu, so gut ich das halt mit meinem großen Verstand fertig brachte: „Mach dir doch wegen der Lumperei keine Gedanken! Wenn sonst nichts ungrad herauskommt, so schick man sich. Hast du nicht doch einen Mann bekommen?“

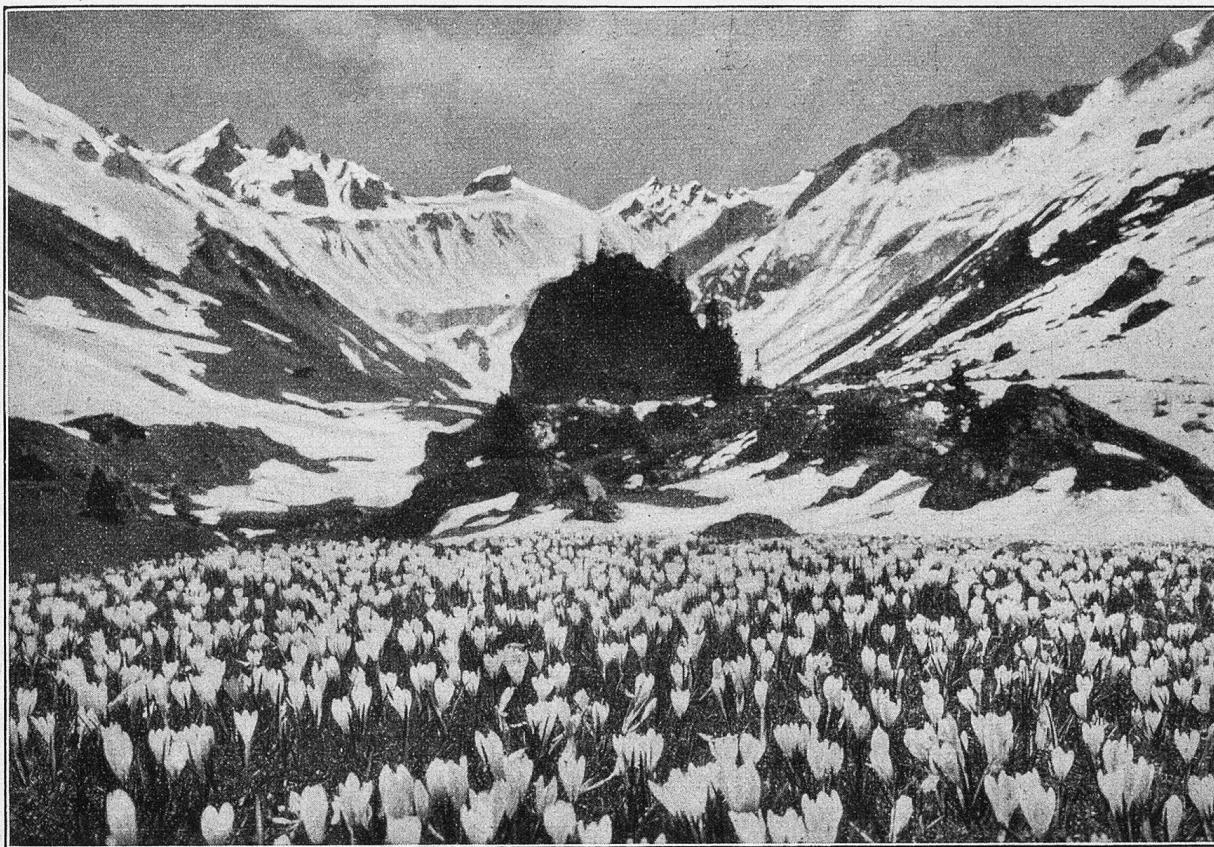
Auf solche dumme Reden hat die Mäde immer geschwiegen. Aber ich habe ihr Stillstein schon auszulegen gewußt: nur einzig ihrem Mal hat sie schuld gegeben, daß ich so recht als ein hölzerner Heiland neben ihr hertrampfte und manches ihrer kleinen Wünschlein als einfältig belächelte, daß ich am Sonntag zum Faß ging, statt mit ihr einen Spaziergang über die Felder zu machen, worum sie mich zu manchen Malen innig bat. Im Anfang hat es ihr auch nicht in den Kopf gewollt, von mir mit „Mäde“ gerufen zu werden. „Sag doch Mädeli, wie vorher, gäll!“ Ich hab ihr den kleinen Gefallen nicht getan. „Du bist jetzt eine Frau und kein Mädeli mehr.“ Wenn sie etwa vor dem Einschlafen mit der Hand nach meiner Stirne tastete und mir das schweißige Haar zurückstrich, so ist das ein ungestillter Hunger gewesen. Wie wenn dich ein verschuppter Hund mit der Schnauze stupft. Ich Tropf hab' mir manchmal einfallen lassen, sie meine etwas anderes.

Manch schönes Stücklein Geld hat sie sich vom Munde abgespart und es den Quacksalbern angehängt in der großen Hoffnung, von ihrem Bresten frei zu werden. Ganz ernsthaft ist sie zu einer Zeit darauf versessen gewesen.

„Reut dich das Geld nicht?“ hab' ich sie einmal gefragt. „Nein, es reut mich nicht!“ gibt sie ganz beherzt zurück. „Wenn ich es zuweg bringe, so geht ein anderes Leben an.“

Ich hab ihren schönen Glauben mit Grinsen umgebracht. „O — dir träumt es allweg immer noch vom Liebeln und vom Süßholzraspeln! Notwendiger ist es wohl doch, das heißtt, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will, daß man studiert, wie die Arbeit einzuteilen sei, und wie man im Stall zur richtigen Zeit losschlägt und neue Ware zukaufst. Ist denn etwas nicht recht zwischen uns? Haben wir nicht Kinder aufgestellt?“

So hat sie nach wie vor mit allem allein fertig werden müssen, auch mit ihrer großen Wunderlichkeit. Sie hat sich mit der Weile ganz hinter ihr schweigendes Schaffen und Sorgen ver-



Bergfrühling.

steckt, gleich wie der Schneef, dem ein Schlingel die Hörnchen abgezwinkt hat.

Aber ihr großes Gutmeinen ist darum nicht erloschen gewesen. Unsere Nachbarin, dem Beerli seine, hat in ihrem Garten eine besonders schöne Sorte von geflammteten Tulpen gehabt, die allen Leuten und auch mir sehr in die Augen stachen. Die Mäde gab sich alle erdenkliche Mühe, auch solche Tulpen aufzutreiben, nur mir zulieb. Weil ihr das beim besten Willen nicht gelang, was tat sie in der Not? Sie hat der Beerlin bei Nacht und Nebel drei Zwiebeln aus ihrem Garten gemausft. Ja, das hat sie gemacht, auf die Gefahr hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster in Blüte standen und sich vor Überhebung kaum schicken konnten, hab' ich zu meiner Frau gesagt: „Ganz so schön wie der Beerlin ihre sind sie halt doch noch nicht...“

Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden. Meine Frau hat rote Bäcklein bekom-

men. An das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen.

„Heut könntest du mir aber wohl wieder einmal Mädeli sagen,“ hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? „Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödsinn daher! Du alte Mäde du!“

Zwölf Jahre sind wir von da ab noch beieinander gewesen. Eine lange Zeit. Mir scheint, sie sei wie ein Hauch vorbeigegangen. Was für ein Wünschlein die Mäde in ihrer letzten Not noch hat wollen laut werden lassen, das wirst du mich nun wohl nicht mehr fragen. —

Damit schwieg der Alte. Unsere Wege führten uns bald auseinander. Er strebte dem nahen Wirtshaus zur Ilge zu, durch dessen offene Fenster Gelächter und Kartenklopfen herüber tönteten. „D'Stöck!“ meldete soeben einer mit überslaut fröhender Stimme.

Am Friedhofe vorbeigehend, stand ich einen Augenblick still. Auf einem der neueren Gräber ganz nahe der Straße blühten ein paar prächtige geflammte Tulpen. Auf dem Stein war in Goldbuchstaben zu lesen: Mädeli Frehner, geb. Stoll. Gott mit ihr.